

Mila Rosgeber

AURA DES LICHTS
Erwachten-Reihe (Band 1)

MILA ROSGEBER wurde im Jahr 1995 in Spaichingen geboren. Heute ist für sie eine kleine Stadt nahe Jena die einzig wahre Heimat. Bereits in frühesten Kindheit war sie von Geschichten jeglicher Art begeistert, schrieb in ihrer Schulzeit weiter, wo ihre Lieblingsbücher aufhörten und zeichnete die Charaktere, die sie beeindruckten. Während ihrer Ausbildung stürzte sie sich in ihr erstes Romanprojekt. Heute ist es ihr Herzenswunsch, den Leser in eine fantastische Welt voller Gefühl und Spannung abtauchen zu lassen und mit eindrucksvollen Illustrationen zu verzaubern. Auf Instagram (@milas.buchwolke) tauscht sie sich gern mit ihren Leser*innen aus.

MILA ROSGEBER

AURA
DES
LICHTS



ROMAN
VAJONA

Für Christoph. Mein Fels und mein Anker.



Prolog

Vor fünfzehn Jahren

Der Schnee tanzte hinter dem Fensterglas, als suchte jede Flocke nach ihrem Gegenstück. Auf den Zehenspitzen hauchte das kleine Mädchen gegen die Scheibe und ließ sie beschlagen. Sie malte einen schmalen Rumpf, einen Mast und ein Segel. Ihre Stimme summt ein altes Lied.

»*Würd' das Meer einst wiederkehr'n*«, sang sie den Flöckchen ihre Lieblingsstrophe vor.

»*Sich nehmen, was verloren galt,
Das lieblich' Land würd' niemand seh'n,
Wär' jeder Stein ein Teil von ihm.*«

Die Zeichnung verschwand und das Mädchen hauchte gegen das eiskalte Glas, sodass sie wiedererschien. Sie malte einen Bogen, dann einen weiteren. Eine Möwe über dem Schiff.

»*Ein Teil,
Ein Teil von ihm.*«

An diesem friedlichen Morgen ertönten die Stimmen der Rufer des Kaisers in jeder Straße der Stadt, auch in den Randbezirken. Eine Klangkulissee, die jahrzehntelang ungehört und doch unvergessen blieb.

»Das Kaiserreich befindet sich im Krieg. Die Arbeit ist einzustellen. Nach geltendem Gesetz haben sich alle wehrfähigen Männer bis Sonnenuntergang im Militärbezirk an einem der vier

Tore zu melden. Weitere Anweisungen folgen. Das Kaiserreich befindet sich im Krieg. Die Arbeit ist einzustellen.«

Aus unzähligen Mündern hallte der Befehl und setzte ein Protokoll in Gang, das jedem Kaiserstadtbewohner bekannt war. Eine schaurig endlose Ode ohne Melodie. Das darauffolgende Schweigen vertrieb selbst die streunenden Kinder von den Straßen, ehe die erste Glocke zu läuten begann. Weitere setzten ein. Aus jedem Turm schallte es. Ein unheilvolles Knistern füllte die Luft. Der erste Angriff.

Die Mutter des Mädchens lief auf und ab. Normalerweise verbrachten sie die Morgen oben, im gemeinsamen Schlafzimmer. Dort war es wärmer und das Mädchen konnte auf dem Boden spielen. Doch heute war es anders. Die Schichtröcke ihrer Mutter raschelten bei jedem Schritt und ihr Blick fiel wiederholt auf die kleine Statue, die sie mit nach unten in die Wohnstube gebracht hatte. Ein Abbild des ersten Kaisers von Amaron. Kaiser Cincander Cinertii, der Friedensbringer. Die Klinge hielt er gen Boden gerichtet. Seine kriegerische Gestalt wirkte siegreich und erhaben. Der einstige Beschützer des Reiches, verewigt in poliertem Gold.

Eine Faust hämmerte an die Holztür des bürgerlichen Hauses im Industriebezirk. »Hier ist das Kaiserliche Militär. Öffnen Sie die Tür.«

Sie waren gekommen.

Die Frau rief nach ihrer Tochter, kam ihr entgegen und kniete sich auf deren Augenhöhe. »Du musst mir jetzt genau zuhören.« Zittrige, nasse Hände berührten die Wangen des Mädchens und strichen ihr hektisch das Haar aus dem Gesicht. »Nimm diese Figur und bring sie zum Brunnen. Zu dem Rosenbrunnen, an dem ich dir immer die Geschichten erzähle. Verstehst du mich?«

Schnell nickte das Mädchen. Die Angst ihrer Mutter übertrug sich auf sie wie eine Krankheit durch den Biss eines Tieres.

»Sofort aufmachen«, brüllte einer der Kaiserlichen. Etwas krachte gegen die Tür.

»Ich liebe dich, mein Engelchen. Ich liebe dich von ganzem

Herzen. Vergiss das nie, hörst du?« Leise flehte ihre Mutter die See um Gnade an, ehe sie den bebenden Körper des Mädchens von sich stieß. »Los. Lauf.«

Das Mädchen rannte durch die ofenwarme Wohnstube, hastete aus der Hintertür und sah, wie die weiß uniformierten Elidat ihre Mutter niederschlugen und auf die hölzernen Dielen zwangen. Sie zögerte, doch die Furcht trieb sie zur Flucht.

Donnernde Schläge erfüllten die Luft mit Schrecken. Schüsse und Explosionen. Schreie hallten aus jeder Richtung. Das Mädchen rannte durch die Gassen und den eisigen Schneeschlamm, der unter ihren Füßen brach. Schwere Schritte zertraten ihre Spuren. Sie kamen näher.

Fest umklammerte sie die goldene Statue des Kaisers, schlitterte durch die schiefen Reste eines Zauns und durchquerte einen Hinterhof. Beinahe wäre sie auf einer Eisfläche ausgerutscht, doch sie behielt das Gleichgewicht und sprintete wie von Unholden getrieben durch die Gassen.

»Dort lang«, schrie die Stimme eines Kaiserlichen. »Sie hat die verfluchte Statue. Lasst die Göre nicht entkommen.«

An der nächsten Abzweigung kreuzte ein Mann ihren Weg. Hektisch richtete er das Gewehr auf sie. Dem Mädchen entkam ein leiser Schrei. Sie erstarrte. Sein gefütterter Wildledermantel war mit dunkelroten Flecken und Schmutz übersät. Er zischte abfällig und sah sich um. Das Gesicht zu einer wütenden Grimasse verzerrt, verschwand er in der angrenzenden Hausnische, ohne das Mädchen weiter zu beachten.

Ihr Geist schien taub und ihre Glieder steif vor Angst, dennoch setzte sie sich wieder in Bewegung und eilte eine Seitenstraße entlang, rannte über eine Brücke, durch leer stehende Industriegebäude und direkt in eine Sackgasse.

Panisch sah sie zurück und stieß immer schwerere Atemzüge aus. Die Schritte ihrer Verfolger wurden wieder lauter. Sie suchte sich ein Versteck hinter einer der Holzkisten, zog die Beine an und schlang ihre Arme darum. Das Mädchen vergrub das Gesicht

in ihren Röcken und verharrte reglos.

Hinter ihr kamen die Elidat zum Stehen und fluchten atemlos.
»Sie muss hier sein. Findet sie!«

Transportkisten und Fässer wurden umgeworfen. Holz splitterte. Neben ihr fiel ein Brett in den Schnee. Das Mädchen zuckte zusammen.

Mehrere Paar Stiefel traten in die Sackgasse und die Elidat hielten inne. »Rebellen«, schrie einer. Was folgte, war ein grausiges Chaos. Das Mädchen hielt sich die Ohren zu, der Lärm abgefeuerter Schüsse, brechender Knochen und reißenden Gewebes drang trotzdem hindurch. Einige Projektile trafen auf die Hauswände, doch das schmerzgetränkte Geschrei übertönte alles.

Schlagartig verstummte das Gewehrfeuer.

Es dauerte, ehe das Mädchen es wagte, die Hände von den Ohren zu nehmen. Ihr Puls hämmerte, als sie die ächzenden Laute der Verwundeten und die gesenkten Stimmen der beiden Überlebenden hörte. Einer fluchte über das Kaiserreich und stieß einen Gegenstand in etwas hinein. Wieder und wieder. Es wurde totenstill.

»Das war der Letzte«, keuchte er.

Der andere stöhnte angespannt. »Wir haben vier gute Männer verloren.«

»Ihr Opfer wird nicht umsonst gewesen sein. Komm. Schließen wir uns Richards Trupp an. Er sollte in der Nähe sein.«

Die beiden Männer zogen ab. In der Ferne wütete das Gemetzel weiter. Das Mädchen sammelte all ihren Mut. Vorsichtig setzte sie sich auf und spähte über den Rand der Kiste, die ihr als Deckung gedient hatte.

Die gefallenen Elidat und Aufständischen lagen willkürlich verteilt. Blutige Schusswunden befleckten das Weiß der kaiserlichen Uniformen und Braun des Wildleders. Das Mädchen schloss rasch die Augen, doch was sie gesehen hatte, brannte sich bereits tief in ihr Gedächtnis.

Es gab nur einen Ausweg und der führte direkt hindurch. Blind

zog sie sich aufrecht und wankte vorwärts. Der Tod haftete warm und zäh an ihren Sohlen. Eisen schien ihre Zunge zu bedecken und dem Mädchen drehte sich der Magen um. Angestrengt tastete sie sich weiter an der Steinwand voran. Ein Herzschlag verklang, als ihre nackten Füße den Schnee erreichten, und sie rannte durch die engen, verworrenen Gassen und Hausnischen des Industriebezirks.

Ihre rot gefrorenen Hände umklammerten nach wie vor die Statue. Die Luft war dick vom Rauch. Sie hustete, bis ihr die Tränen kamen und der Ruß in Linien über ihre Wangen lief.

»Mama findet mich immer«, flüsterte sie und versuchte die Leichen nicht zu sehen. »Sie weiß, wo ich bin.«

Ein Funke der Hoffnung entfachte in ihr, als ein halb offenes Grenztor in Sichtweite erschien. Mit letzten Kräften verließ sie den Bezirk, so schnell ihre Füße sie tragen konnten. Doch den Rosenbrunnen erreichte sie nie. »Mama.«



1. Teil: Kalter Winter vor der Nacht

Der Winter bringt zweierlei. Reinweiße Tage und schwarze Nächte, erzählt der Volksmund, seit der Ewige Winter herrscht. Der Tag schenkt das Leben und beflügelt es mit Hoffnung. Die Nacht lauert ihm auf und wartet auf einen Moment der Schwäche. Ein Gleichgewicht, gefangen in seinem grausamen Lauf. So jagt die Nacht den Tag und die Dunkelheit das Licht, um sich an seiner Wärme zu nähren.

Scheuende Pferde

Katerina

Die Stadt lag in dichten Nebel gehüllt wie ein schlafender Riese. Schneeflocken sanken lautlos auf die Dächer und Mauern des Bezirks. Ein ruhiger Morgen in den Augen des Volkes.

Allmählich hellte der graue Schleier auf. Die Menschen gingen ihrer Arbeit nach und tummelten sich im blassen Licht der Gaslaternen. Bis die ersten Sonnenstrahlen auf die Straßen trafen, würde es noch einige Stunden dauern.

Mein Blick wanderte von der geschäftigen Masse aufwärts. Ofenrauch stieg träge aus den Schornsteinen und zeugte vom nie endenden Kampf gegen die Kälte. Schnell rieb ich meine Lederhandschuhe aneinander, als ein Windzug mir das Genick hinabkroch und meinem Pelzkragen trotzte.

Fünfzehn Jahre waren seit Ende des Aufstandes vergangen und langsam kehrte wieder Normalität ein. Viele neue Läden hatten eröffnet und boten eine gesunde Auswahl für den täglichen Bedarf. Selbst kostbare Waren wie Kerzenwachs oder Obst aus Übersee fanden trotz der Engpässe ab und an ihren Weg auf die Tresen. Kein quälender Hunger mehr, kein Leid. Eine gern geglaubte Devise.

Die Räder eines Zweispänners lärmten an mir vorüber und

erwischten einen Riss im Kopfstein. Der Schlag ließ mich aufschrecken. Wie jeden Wintermorgen wartete ich auf meine Kutsche, tief in Gedanken versunken. In dieser Nacht hatten die Erinnerungen mich wieder heimgesucht. Erst mein eigener spitzer Schrei hatte mich geweckt. Vermutlich auch die alte Dame nebenan. Schlaf war ab diesem Moment in unerreichbare Ferne gerückt, ebenso wie meine Seelenruhe.

Ich unterdrückte ein Gähnen, grub dabei das Gesicht in die schwarzen Lederhandschuhe. *Keine Chance auf wahrhaftigen Frieden*, dachte ich traurig. *Noch lange nicht*.

Tief zog ich die frostige Luft ein und senkte den Blick auf die Straße vor mir. Ein Großteil der Schäden war behoben, doch einige Kerben blieben. Beweise, dass diese Stadt einen Bürgerkrieg hinter sich hatte. Narben, die nun verschneite Eispfützen in sich trugen.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite lief ein Junge, der Zeitungen am Körper trug. Aus voller Kehle rief er dazu auf, eines der allerneuesten Blätter zu erwerben. Für nur zwei Cicanen. Der Wert eines Fünftel Laibes Brot.

Seine bürgerliche, geflickte Kleidung verriet, dass er vom Industriebezirk bis hierher gelaufen sein musste. Doch der weite Weg war die Mühe wert, denn die Druckereien hier zahlten besser, sodass er sich einen neuen Wollschall und Fäustlinge leisten konnte. Keines der Kinder aus dem Elendsviertel besaß einen solchen Luxus.

Eine verdrängte Erinnerung überkam mich.

Sei still, ganz leise, flüsterte eine Stimme in meinem Kopf.

Vierzehn Jahre ist es her.

»Sie dürfen uns nicht hören.« Rita drückt mich gegen den Backstein und wirft einen Blick in die Straße. Der Brotkanten fällt ihr in den Schneeschlamm. Ich will ihn aufheben, aber sie packt mein Handgelenk und reißt mich mit.

»Lass ihn liegen, Kat.«

Wenn ein Kind stiehlt, verschwindet es vor allen anderen. Jeder weiß das. Aber der Hunger ist stärker als jede Vernunft.

Sie zieht an meinem Unterarm. »Los.«

»Ich bin nicht so schnell«, rufe ich und stolpere über den ausladenden Schritt, zu dem sie mich zwingt. »Au!«

Sie dreht sich um und trägt diesen einen viel zu vertrauten Ausdruck im Gesicht. Ich schnappe nach Luft. »Nein! Rita, wir dürfen uns nicht trennen.«

»Bleib am Leben«, fordert sie, stößt mich in eine Gasse und rennt davon. Die Männer in den weißen Uniformen folgen ihr. Sie bemerken mich nicht.

Ich kenne Rita erst seit einigen Tagen, doch das Elend verändert jedes Zeitgefühl. Sie ist wie eine Schwester und ich vertraue ihr, will sie beschützen. So schnell es meine zerschrammten Knie hergeben, stehe ich auf und versuche, ihr zu folgen. Vielleicht könnte ich die Uniformierten ablenken, sodass sie eine Chance hätte, zu entkommen.

Einige Hausnischen entfernt knallt ein Gewehrschuss durch die Stille. »Nein«, wimmere ich. »Rita.«

Abrupt wurde ich aus der Erinnerung gerissen, als Hände meine Schultern packten und mich bis an den Treppenaufgang eines Hauses zurückzogen. Ich strauchelte und starrte für den Bruchteil eines Augenblicks in mein Spiegelbild. Verzerrt huschte es über die polierte Flanke einer Kutsche, die keine Armlänge entfernt an mir vorbeibrauste.

Auf dem Gehweg brach Chaos aus.

Ein Kutscher hatte die Kontrolle über seine Pferde verloren und zerrte mit vollem Körpereinsatz an den Leinen.

»Obacht!«, schrie er.

Ein Wagenrad brach am Bordstein. Vom Fluchttrieb übermannt, galoppierten die Zugtiere wiehernd über den Bürgersteig und hinterließen eine Schneise aus verschreckten Menschen.

Ich krallte die Finger in meinen Mantel und sah mich um. Obwohl ihnen das Entsetzen blass in den Gesichtern stand, eilten

die Ersten dem Kutscher zu Hilfe, andere sahen nach Verletzten.

»Wollten Sie die Kutsche mit bloßer Willenskraft aufhalten, Miss?«, sprach der Retter mit gesenkter Stimme hinter mir und entließ mich aus seinem Griff.

Ich wandte mich zu ihm um und blickte in dunkelbraune Augen. Vor mir stand ein Mann, der bereits hier gewesen war, als ich ankam. Er hatte abseits der betriebsamen Massen gewartet, worauf auch immer, und wich stets meinem Blick aus. Anders als jetzt.

»Ich habe die Geschwindigkeit unterschätzt«, flunkerte ich und blinzelte den restlichen Schreck davon. »Danke sehr.«

»Keine Ursache.« Er sah den Gehsteig entlang und dann wieder zu mir. Überraschend entspannt verstaute er die Handschuhe in den Taschen seines knielangen, schwarzen Mantels. Ein dunkler Wollschal lag unter seinem Standkragen. »Ich gebe immer Acht, besonders auf scheuende Pferde. Sind Sie verletzt?«

»Nein.« Unsicher, ob mich der Schock in den Gliedern nicht täuschte, tastete ich mich ab. »Ich bin wohlauf. Das verdanke ich Ihnen, Mister ...?«

»Ein Glück«, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln und verbeugte sich. »Jason Sanseran, mein Name.« Sein Beinamenklang, als stammte er aus dem Industriebezirk, doch er formulierte die Silben eher fließend, wie es im Süden des Reiches üblich war.

»Katerina Tavlès«, verriet ich und zurrte meine verlorene Fassung wieder zu einer neutralen Maske.

»Miss Tavlès, die Sängerin?« Eine oft gehörte Frage.

»Leibhaftig. Demnach waren Sie zu Besuch in der Kaiserlichen Oper«, sprach die Neugier aus mir, denn er wirkte wie jemand, der sich kaum um derlei Frivolitäten scherte.

Anders als in der Kaiserstadt üblich, trug er seine Haare länger. Das wuschelige Bronzeblond reichte ihm beinahe bis an den Kiefer und ein Bartschatten umrahmte sein Gesicht. Doch ich untersagte mir, einen Menschen voreingenommen nach seinen

Äußerlichkeiten zu bewerten.

»Ich bin noch nicht in das Vergnügen gekommen, nein.« Ein bekenndes Schmunzeln. »Zu meinem Bedauern wurde mir bisher nur darüber berichtet. Sind Sie auf dem Weg dorthin?«

Ich nickte und kämpfte gegen den Kopfschmerz an, der sich plötzlich hinter meiner Stirn einnisten wollte. *Wäre es nicht schön, wenn er mich begleiten würde? Soll ich ihn fragen?* In mir sträubte sich etwas Undefinierbares. Wie bei allen Meeren kam ich auf diesen Gedanken? Doch ich schweifte ab.

Jason räusperte sich. »Verzeihen Sie die Anmaßung, Miss, aber Sie sollten sich am Rand einer befahrenen Straße besser keinen Träumereien hingeben.«

So sehr es mich auch ärgerte, er hatte mich ertappt. Immerzu suchten mich die Tagträume heim und vertrieben die Realität, bis mein Herz schwer wie Blei wog. »Das ist mir durchaus bewusst.«

Jason sah mich aus dem Augenwinkel an und hob eine Braue, begann daraufhin verhalten zu lachen. »Vielleicht sollte ich zumindest die kommende Stunde nach etwaigen Gefahren Ausschau halten«, meinte er und reichte mir den Arm.

Damit lag er nicht gänzlich falsch. »Vielleicht«, erwiderte ich und nahm das Angebot an, hakte mich ein.

Normalerweise holte mich eine Kutsche ab, doch heute wartete ich schon zu lange in der Kälte und das Beinahe-Unglück hing mir noch in den Knochen.

»Es wundert mich, dass eine Berühmtheit, wie Sie es sind, allein unterwegs ist«, bemerkte Jason.

Daran hatte ich noch nie einen Gedanken verschwendet. Die Bewohner der Kaiserstadt kannten meinen Namen, seltener meine Erscheinung, und dabei blieb es. »Ich glaube kaum, dass ich Geleitschutz brauche. Aber es scheint Ihnen weniger um die Notwendigkeit zu gehen, nicht wahr?«

Er grinste leicht. »Gut möglich.« Sein geflüstertes, nah an meinem Ohr gesprochenes Geständnis vertrieb für einen Moment den Winter aus meinem Körper, gefolgt von einer Gänsehaut.

Wie eine frostige Peitsche pfiß der Wind durch die Straßen und wirbelte den losen Schnee auf. Als könnten sie den Böen entkommen, zogen die Passanten ihre Köpfe ein, umklammerten ihre Kleidung und stemmten sich dagegen. Die Luft bekam diese Bissigkeit, die einen Sturm ankündigte.

Während ich ihm zu verstehen gab, dass ich es angenehm fand, den Morgen in Gesellschaft zu verbringen, erreichten wir den Aufgang der Kaiserlichen Oper und er verneigte sich erneut. »Es war mir eine Ehre, Miss Taviès.«

»Ihnen gilt mein Dank, Mister Sanseran«, sagte ich mit einem mühelosen Knicks, blickte zu Boden und wieder auf.

Seine Augen funkelten. »Es würde mich freuen, Sie wiederzusehen. Aber ohne lebensgefährliche Kutschen in der Nähe.«

»Sie können mich gerne begleiten, nach der Vorstellung heute Abend.« Es war ein spontaner Gedanke, der sich zu einem Wunsch formte, den ich einfach aussprechen musste. Mit Verlegenheit auf den Wangen wartete ich auf seine Antwort.

»Ich werde da sein«, sagte er bestimmt.

Unsicher, ob er meine Einladung womöglich zu ernst nahm, eilte ich die Treppen des Haupteingangs hinauf und sah noch einmal zurück. Jason Sanseran stand am Sockel des Aufgangs, die Hände in den Manteltaschen, und schaute in meine Richtung.

Hinter mir schwang die Tür auf. »Katerina.« Aus dem fesselnden Blickkontakt gerissen, wirbelte ich herum. »Vater. Ich weiß, ich bin spät dran. Es tut mir leid.«

Thomàs Taviès, Leiter des Theaters und der Kaiserlichen Oper, stand oberhalb der Treppe und winkte mich herbei, sein zurückgekämmtes, braunes Haar zerzaust vom Wind. Er hatte sich seinen Filzmantel übergeworfen, schauderte jedoch bereits. »Beeil dich, Kleines. Sonst holt uns der Tod auf der Stelle.«

Ich schlüpfte in die Wärme des Foyers und spürte ein Kribbeln auf meiner ausgekühlten Haut.

»Was hat dich aufgehalten?«, fragte Thomàs besorgt und schloss den Haupteingang der Oper wieder ab.

»Ich musste zu Fuß gehen. Der Kutscher kam nicht.« Mehr brauchte er nicht von meinem aufwühlenden Morgen zu wissen, erst recht nicht von den durchgegangenen Pferden. »Ich gebe zu, das würde ich gerne wiederholen. Das Laufen lässt mich wach werden und ich bekomme den Kopf frei, bevor die Proben beginnen.« Besonders nach einer meiner schlaflosen Nächte.

»Denk nur immer an den Frost, Katerina.« Thomàs wusste genau, wie sehr mich die Worte aufschrecken ließen. Er war nicht bereit, einen weiteren Verlust tatenlos hinzunehmen, herbeigeführt durch diese Krankheit.

Nachdem er seine Gattin und sein ungeborenes Kind vor langer Zeit an den Ewigen Winter verloren hatte, war er unentwegt auf der Suche gewesen, um die grausame Leere zu füllen. Durch einen Zufall hatte er mich für ein paar Cicanden am Stadtrand singen hören. Er war der Ansicht, mein Talent müsse gefördert werden, und nahm mich bei sich auf. Einen Monat später nannte er mich das erste Mal seine Tochter. Wir taten einander gut. Es fühlte sich wie Familie an. Seit dreizehn Jahren.

»Wenn du mir versprichst, auf dein Wohl zu achten, richte ich dem Kutscher das Nötige aus«, sagte er eindringlich.

Ich nickte. »Versprochen.«

»Also gut.« Ein Lächeln nahm seine vom Alter geprägten Züge ein. »Es gibt Neuigkeiten, meine Kleine. Du hast eine Einladung bekommen.«

»Eine Einladung? Wofür?«

»Für die anstehenden Festlichkeiten, zu Ehren der Geburt von Prinzessin Daphne.«

Hastig holte ich Luft. »Im Kaiserlichen Palast?«

»Ganz recht.«

»Ihr Götter«, stammelte ich. *Werde ich dem Kaiser unter die Augen treten? Wenn mein Auftritt der Herrschaft missfällt, wäre das verheerend für die Zukunft des Opernhauses. Für unser aller Zukunft.* Meine Gedanken wirbelten durcheinander. »Was passiert, wenn ich nicht gut genug bin, wenn ich es vermassle? Wie

soll ich das schaffen?»

»Nicht ohne Übung.« Aufmunternd drückte Thomàs meine Hand. »Aber du hast noch ein wenig Zeit. Sechs Wochen.«

Ein *wenig* Zeit traf es gut. Ich zog die Nase kraus. Wenn Kaiser Cicander VI. etwas wollte, dann bekam er es. Der Herrschaft war es gleich, ob das Verlangte im Bereich des Möglichen lag. Daher war ich froh über die sechs Wochen.

Wir durchquerten das Foyer und liefen an Säulen aus Marmor vorbei, über uns die meterhohe, stuckverzierte Decke. Sie war mit floralen Mustern bemalt, genau wie die Vasen, die prächtige Trockenblumen zur Schau stellten. Zwei mit Teppich bezogene Treppen führten oberhalb des Erdgeschosses zusammen und umrahmten den Eingang des Zuschauersaals.

Ich folgte Thomàs die Stufen hinauf. Er öffnete die Flügeltüren zu seinem Büro und zeigte auf ein Stück Papier, das auf dem Schreibtisch aus hochwertigem Schwarzholz lag. Das Schreiben war mit goldener Tinte verfasst worden, auf feinstem Pergament, das im Schein der elektrischen Lampe zu glänzen schien.

»Sie scheuen keine Kosten für das Geburtstagsfest«, sagte ich und las die filigrane Schrift erneut.

Thomàs nickte angestrengt und strich sich dabei über seinen gepflegten Bart.

»Bist du besorgt?«

Schnell verbannte er die Grübeleien aus seinem Gesicht und lächelte mich an. »Nein, nein, Kleines. Ich habe nur schon einige Gedanken im Kopf, immerhin verlangen sie ein virtuoses Stück, das jede Erwartung übertrifft.«

Ich vertraute ihm und wusste, dass seine Kreativität und sein Können hierbei aufs Äußerste erprobt werden würden. Er war der Einzige, dem ein solches Meisterwerk gelingen konnte.

Gedanklich bei der heutigen Aufführung, begab ich mich hinter die Bühne. Der schwere Geruch von Lack wechselte sich mit dem erdigen Duft der Malerfarben ab. Ich manövrierte durch mehrere Flure und erreichte meine Garderobe.

Der Kleiderständer war mit einem Kostüm bestückt und meine Schatullen lagen überall verteilt. Am Ende des Raumes befand sich mein Schminktisch, den ich nur für die Bühne benötigte. Im Alltag trug ich nicht mehr als eine Creme gegen die Kälte auf der Haut und einen getönten Balsam auf den Lippen.

Abwesend schälte ich mich aus meinem gefütterten Mantel und hängte ihn an seinen Haken neben der Wandlampe.

Mittlerweile wurde auch die Bühne von Elektrizität erhellt, ebenso das Foyer. Ein kühles Licht, das die Bühnenfarben veränderte. In der Zeitung wurde von Erfindungen berichtet, deren Einsatz im Industriebezirk Anklang fanden. Die ersten durch elektrische Spulen angetriebenen Wagen fuhren zwischen den Kutschen und Reitern. Ich aber bevorzugte die Wärme und Greifbarkeit des Kerzenlichts und genoss das Klacken der Hufeisen, wenn eine Kutsche sich näherte.

Mit Beginn der Probe ließen die Bühnenhelfer ein Seidentuch vor mir herab und sorgten dafür, dass es aus Bühnenrichtung angestrahlt wurde. Nur meine Silhouette war zu erkennen, was meine Rolle glaubwürdig in eine andere Welt versetzte, bevor ich den Schleier *durchbrechen* würde.

Ich gab, was ich konnte, und wurde eins mit dem Orchester, besonders mit den Streichern. Eine erfolgreiche Finalprobe, bis auf die Tatsache, dass sich eine der Tänzerinnen beinahe den Fuß gebrochen hätte. Sie wurde für den Abend ersetzt. Niemals hatte ich sie derart fluchen hören. Schmollend saß sie am Bühnenrand und starrte in den Saal.

Das Publikum begann sich auf den roten, samtbezogenen Sitzen einzufinden. Derweil lief ich angespannt Bahnen, abseits der Kulissen. Lampenfieber blieb eine Krankheit ohne Heilung. Seit dem ersten Auftritt wollte es mich immerzu davonjagen.

Die Schneiderin der Oper, Josefine, kam hinter mich und zupfte erneut an dem von ihr entworfenen Kostüm herum. »Bitte nicht mehr hinsetzen. Wir wollen doch, dass es knitterfrei bleibt.«

»Haben Sie keine Sorge. Es sind nur dort Stofffalten, wo

welche hingehören. Dafür bürge ich.«

Ihre Sorge galt dem Kleid, doch mir band sich eine Schlinge um den Hals, sobald ich an die Zuschauer dachte, die darauf warteten, dass ich die Bühne betrat. Wie Thomàs es mir beigebracht hatte, atmete ich kontrolliert ein und hielt die Luft eine Weile, um das Fieber zu schwächen.

Das akustische Signal erklang. Die Lichter wurden gedimmt. Ich lief auf Position. Ein einzelner Leuchter strahlte durch das Seidentuch. Nach einem Atemzug der Stille, der meinem Auftritt Gewicht verlieh, geriet meine Stimme frei.

Die Strophen schwebten durch den Saal und hüllten die Zuhörer ein. Als ich all meine Kraft hineinlegte, ließ sich das Raunen regelrecht fassen. Es lag diese Atmosphäre in der Luft. Eine Mischung aus Freude und tiefer Faszination. Ich kannte sie, dennoch überwältigte sie mich jedes Mal aufs Neue.



Nachdem das Stück seinen finalen Akt beendet hatte, fiel der Vorhang und meine Schultern sackten erschöpft ab. Das Publikum schenkte uns einen stehenden Applaus, als das Ensemble seinen Dank für die Aufmerksamkeit zeigte und sich auf der Bühne verbeugte. Josefine beglückwünschte uns als Letzte zu dem gelungenen Abend und ich verzog mich in meine Garderobe.

Wie gewohnt fand ich die ersten Geschenke vor, die manche Gäste mir zukommen ließen. Konfekt aus Kielandr und verzierte Briefe der Anerkennung. Diese Zuwendungen erschienen mir oft übertrieben, manchmal auch aufdringlich, doch ich konnte sie nicht ablehnen. Es gehörte dazu.

Nervös verteilte ich meinen Schmuck in den Schatullen. Meine Hände wurden klamm. *Wird er überhaupt kommen?*

Ich war nie mit einem Mann zusammen gewesen. Auch wenn ich mir mehr wünschte, blieb es stets bei einmaligen Treffen in der Öffentlichkeit. Sobald meine Verabredungen von Familie sprachen, suchte ich das Weite. Der Schmerz saß zu tief, also bat

ich Thomàs eines Tages, mich niemandem mehr vorzustellen, solange ich ihn nicht darum bat. Seitdem bestand mein Leben daraus, zu vergessen und den ersehnten Frieden zu suchen, der immer außerhalb meiner Reichweite lag. Das Einzige, was mich erfüllte, war das Singen. Das Klavierspielen. Die Musik.

Ich schlüpfte aus dem Kostüm der Schleiergöttin und spürte einen Hauch meinen Nacken hinabstreifen, als stünde ich in einem Raum voller Menschen. Doch ich war allein. Mir stellten sich alle Härchen auf. Hastig stieg ich in meine Alltagskleidung.

Als ich meinen Ausgehmantel zuknöpfte und die gebauschten Schoßfalten richtete, klopfte es. »Herein?«

»Guten Abend, Miss Katerina.« Jason Sanseran stand in der Tür, undurchschaubar gefasst, wie ich ihn in Erinnerung hatte.

Wärme legte sich auf meine Wangen, weshalb ich mich meinen Schnürstiefeln widmete. »Guten Abend.«

Er trat ein. Das Licht der Lampen erreichte ihn und schob den Schatten von seiner Statur. »Ich hoffe, ich störe nicht.«

»Keinesfalls. Obwohl ich erwartet hätte, Sie am Eingang des Opernhauses anzutreffen.« Doch dieser Mann versprach längst, interessant und unvorhersehbar zu handeln.

Unterhalb meines Knies band ich eine Schleife. »Wie kommt es, dass Leonard Sie hinter die Bühne gelassen hat?«

»Ich kann recht überzeugend sein«, antwortete Jason, ließ mich dabei aber keinen Moment aus den Augen.

Eine nützliche Eigenschaft, denn als Hauswart betrachtete Leonard die Oper gern wie sein Landgut, befand Thomàs sich abseits der alten Mauern. »Können Sie mir einen Rat geben, wie er sich zur Einsicht bringen lässt?«

»Ein gutes Argument kann viel bewirken. Darf ich bitten?«, umging Jason meine Frage und reichte mir seinen Arm.

Als wir die Oper durch das Foyer verließen, schlug die Luft ungehindert ihre gefrorenen Krallen in meinen Körper. Der Wind hatte sich gelegt. Eine Ruhe, die auf einen heftigen Sturm hindeutete. Ich ballte die Fäuste, ließ das gefütterte Leder meiner Hand-

schuhe knarzen und zog die Schultern an.

»Ein beeindruckender Auftritt, Miss Katerina.«

»Sie waren da?« Ingsenheim hatte ich damit gerechnet, doch wirklich daran glauben konnte ich nicht.

»Alles andere wäre vergeudete Zeit, meinen Sie nicht?«

»Ihr Interesse kommt unerwartet, das ist alles.«

Mein Ausweichen ließ ihn Augenkontakt suchen. »Das kann ich verstehen. Ist Ihnen unwohl dabei?«

Ich schaute in dunkelstes Braun. »Nein.« Mehr brachte meine Stimme nicht sicher zustande.

Auf unserem Weg zu meiner Wohnung versuchte ich abzuwägen, wie die Situation ausgehen könnte, und hörte ihm nur beiläufig zu. Es fiel mir schwer, einen klaren Gedanken zu fassen, geschweige denn angemessen auf meinen Begleiter zu reagieren.

Die hohe Schneeschicht auf der Straße glitzerte im Schein der Gaslaternen. Leise ergab sich die gefrorene Oberfläche unseren Stiefelsohlen. Ein sanftmütiges Geräusch.

»Dürfte ich auch morgen früh Ihr Wegbegleiter sein?«, fragte er und rüttelte mich aus der Faszination.

Um ein Stottern zu vermeiden, schenkte ich ihm ein Lächeln. »Das würde mich freuen.«

Am Treppenaufgang zu meiner Wohnung standen wir schweigend voreinander, ehe er sich zu mir hinabbeugte. Sein Gesicht kam nah an meines. Ich konnte kaum atmen.

»Dann werde ich von nun an auf dich achtgeben, Katerina«, streifte ein Flüstern mein Ohr. Seine Lippen berührten sacht meinen Hals und die förmliche Distanz zwischen uns zerbrach in nutzlose Splitter. Es wirkte, als hätte ich keine Wahl und doch flutete mich ein behagliches Gefühl.

Er richtete sich wieder auf. Wie versteinert stand ich da und versuchte zu erwidern, dass ich einen Begleiter einem Beschützer vorzöge, da wandte er sich ab und ging.

Ich sah auf seine frischen Abdrücke zu meinen Stiefeln und legte die Fingerspitzen auf die Stelle meiner Haut, an der mich

seine Lippen berührt hatten.

Was war das? Befriedigend und elektrisierend zugleich.

In meinem Kopf bildete sich ein unruhiger Wirbel. Wie betäubt wankte ich die Treppenstufen hinauf in meine Etage und versuchte mit bebenden Fingern den Schlüssel im Schloss zu versenken. Geistesabwesend ließ ich meinen Mantel zu Boden fallen und schloss die Wohnungstür hinter mir. Jegliche Kraft hatte meinen Körper verlassen.

Jason

Er nahm auf einem samtbezogenen Stuhl Platz. Der Vorhang öffnete sich und ließ Katerinas Silhouette erkennbar werden, verborgen hinter einem Seidentuch. Ihre Stimme ertönte klar und füllte den gesamten Saal. Eine melodische Welle, die das Publikum betörte. Es gierte nach jedem Ton. Katerina besaß wahrlich eine Gabe.

Nach der Vorstellung wartete Jason, bevor er sich ungesehen durch den Darstellerbereich bis an ihre Tür begab. Er hörte ein Summen, ein Echo ihrer Begabung, und doch genoss er es, schloss für einen Moment die Augen.

Weitere Mitarbeiter näherten sich, in eine ausschweifende Unterhaltung vertieft. Jason schlich aus dem Flur neben ihre Garderobe, verschwand in den Schatten und verharnte, bis die Gefahr, entdeckt zu werden, vorüberging. Lautlos trat er an die Tür. Ein haarfeiner Spalt, der am Rahmen hinabführte, bot Einblick in ihren Raum. Er konnte nicht widerstehen.

Sie zog eine weiße Bluse über das bestickte Korsett und verstaute sie gewissenhaft im Bund ihrer Hose. Plötzlich sah sie auf und ließ den Blick durch den Raum schweifen, als wüsste sie, dass sie beobachtet wurde. Geschwind richtete Jason sich auf und klopfte an das Holz.

Sie rief ihn hinein, war gerade dabei, sich die hohen Stiefel zu schnüren. Das fuchsrote Haar hatte sie mit einem breiten Band

nach oben gebunden. Ebenso ansprechend wie am heutigen Morgen, als er sie vor einem Unfall bewahren konnte. Zwei kürzere Strähnen umrahmten ihr Gesicht. Eine fiel ihr über die Stirn. Ihre silbernen Augen blinzelten überrascht.

Vor der Haustür ihrer Wohnung angekommen, fand sie keine Stimme mehr. Er betrachtete ihre weichen Gesichtszüge, die kleine Nase, ihre helle, mit zarten Sommersprossen bedeckte Haut und ergriff die Initiative.

Jason beugte sich heran. Atmete ein und genoss mehr, als ihm zustand. Ihr blumiger, frischer Duft reizte jede Facette der Selbstbeherrschung aus, die er sich über die Jahre hatte beibringen müssen. Mit aller Kraft wandte er sich wieder von dieser überwältigenden Frau ab und ging die Straße zurück. Kein weiteres Wort. Jason brauchte nichts zu sagen.

Schweren Schrittes lief er in eine Gasse, stemmte die Unterarme aufrecht gegen die Wand. Mühsam atmete er ein und wieder aus. Sein Verlangen war kaum zu kontrollieren und trieb ihm unsagbare Schmerzen durch die Adern.

Ich will sie. Mit knirschendem Kiefer stieß er sich wieder von der steinernen Hauswand ab und ließ den Putz durch seine Finger rieseln. *Sie wird mir gehören,* dachte er und versuchte die wachsende Begierde abzuschütteln. *Jede ihrer Handlungen und jeder einzelne Atemzug wird mir gelten.*

Und Jason verschwand zwischen den Häusern des Bürgerbezirks in die Nacht. Eine ewig herrschende, grausame Nacht, die das Leben jederzeit verschlingen konnte.

Schneesturm

Katerina

Die Zeit wollte mir entfliehen. Bis zum Auftritt im Palast waren es nur noch vier Wochen. Jeden Vormittag und freien Abend übte ich an der für dieses Event geschriebenen Arie. Das Stück aus Thomàs' Feder war virtuos, eine Komplexität, die ich kaum meistern konnte. Doch er konnte es nicht an meine Fähigkeiten anpassen, also war es an mir, es auszugleichen.

»Wir kommen der Perfektion näher, Kleines«, sagte Thomàs stolz und klopfte einen Stapel Papier senkrecht auf den Tisch. »Schluss für heute. Schone deine Stimme und nimm alles Nötige zu dir, bevor du dich schlafen legst, ja?«

Ich nickte abwesend und zog meinen Mantel über, nahm dann den Bestellzettel entgegen. »Du bleibst wieder länger?«

»Nur eine Stunde.« Seine irrtümliche Einschätzung ganzer Nächte.

Es würde nicht helfen, die kommende Niedergeschlagenheit in Arbeit zu ertränken. Ablenkung verschob das Übel nur, doch besonders ich dürfte mir hierbei kein Urteil erlauben.

Während er begann, einige Briefe durchzublättern, rückte ich meine Ärmelenden zurecht. »Wenn du etwas gemeinsam mit mir unternehmen willst, sag Bescheid.«

Thomàs erstarrte, zerknitterte dabei eines der Schreiben in seinen Händen. »Falls ja, hörst du von mir.«

Zum ersten Mal lehnte er es nicht ab, den für ihn schwersten Tag des Jahres außerhalb seiner Gemächer zu verbringen. Hastig vertrieb ich das Lächeln von meinen Lippen. Es schien mir unangebracht, angesichts des baldigen Sterbetags seiner geliebten Frau.

Thomàs legte dankbar seine Hand auf meine Schulter. »Schlaf gut, Kleines. Und pass auf dich auf.«

»Immer. Wenn du mir Gleiches versprichst.«

Seine Mundwinkel zuckten. »Gut. Versprochen.«

Dichter Schneefall war alles, was ich sah, als ich das Opernhaus durch den Haupteingang verließ. Meinen Pelzkragen hochgezogen, stiefelte ich durch das Treiben. Seit gestern glich es einer tödlichen Dummheit, das Haus ohne ausreichend warme Kleidung zu verlassen.

Schwere Schritte ertönten durch das Schneegestöber.

Elidat! Ich begann zu zittern und ärgerte mich über meine sichtliche Angreifbarkeit. Auch wenn ich nicht wusste, ob es an der abendlichen Kälte lag oder daran, dass Männer wie diese meine Mutter niedergeschlagen und vermutlich getötet hatten.

Ihre letzten, verzweifelten Worte an mich hallten durch meinen Geist. *Ich liebe dich, mein Engelchen! Ich liebe dich von ganzem Herzen. Vergiss das nie, hörst du?* Nein, diesen Moment würde ich niemals vergessen können.

Ich beobachtete die Elidat. Mindestens zwanzig Mann liefen geschlossen an mir vorbei, würdigten keinen Zivilisten eines Blickes. *Warum patrouillieren sie in so großen Gruppen?* Ich entfernte mich von ihnen. Der einzige Grund für derart viele Elidat auf einem Fleck war eine drohende Gefahr.

Ein erneuter Aufstand. Krieg. Verbissen schüttelte ich die furchtbaren Gedanken von mir und lief weiter den Gehsteig entlang. *Keine bösen Geister rufen.*

Wie Thomàs es mir aufgetragen hatte, suchte ich meinen Hausarzt auf. Ein geschätzter Fachmann und auch Freund der Familie

Tavilès sowie der mit Abstand beste Apotheker des Bürgerbezirkes. Aus seinem Laden holte ich die kräutermedizinische Mixtur ab, die Thomàs bestellt hatte. Ein Mittel, um meine Singstimme vor den Gefahren des Ewigen Winters zu schützen.

»Ach! Miss Tavilès. Schön, dass Sie es durch den Schneefall geschafft haben. Ich habe mir ehrlich Sorgen gemacht.«

Doktor Julien Rassivièr war schon der Hausarzt meines Vaters gewesen, bevor ich ein offizieller Teil der Familie Tavilès wurde. Er schloss mich sofort ins Herz, noch ehe er erfuhr, dass Thomàs vorhatte, das damals verlorene und verwaarloste Straßenmädchen bei sich aufzunehmen. Für gewöhnlich sprach er mich beim Vornamen an, jedoch nicht, wenn sich andere Kunden in der Arztpraxis oder im Laden aufhielten.

»Hier, bitte sehr. Mit Niederwurzel, Kesselsankkraut und Honigblüte, für Ihre wunderbare Stimme.«

Ich lächelte höflich. »Danke sehr. Hoffentlich schmeckt das hier nicht so«, zögernd suchte ich nach einem unverfänglichen Wort, »intensiv«

Doktor Rassivièr konnte sich ein herzliches Lachen nicht verkneifen. »Gerade bei diesem Eiswetter ist es unabdinglich. Egal wie ungenießbar eine Medizin ist, sie muss wirken, das ist die Essenz des Ganzen. Aber ich kann Ihnen versichern, es ist nicht ganz so *intensiv* wie das letzte Mal.«

Schmunzelnd verbarg ich meine Verzweiflung. Über die Jahre verschrieb er mir dieses widerliche Zeug immer häufiger. Jedes Mal versprach er, dass es etwas weniger bitter und säuerlich schmecken würde. Ein Wunschtraum.

»Ich verlasse mich auf Ihr Wort«, meinte ich und verstaute die Mixtur in meiner Umhängetasche.

Ich winkte zum Abschied und öffnete die Eingangstür, ließ das Glöckchen nochmals läuten.

»Richten Sie Ihrem Vater Grüße aus und meinen Dank«, rief der Doktor mir nach, drehte sich dann wieder seiner Kundschaft zu, die ungeduldig wurde. Denn keiner wollte sich länger als nötig

der gefährlichen Kälte aussetzen.

Eilig verließ ich den Laden und stürzte mich in die undurchdringlich wirkende Schneewand. Es war kaum möglich, die Hand vor Augen zu erkennen, und ich wurde den Eindruck nicht los, dass meine Nase gefrieren wollte.

Die Straßen waren menschenleer. Nur der einheitliche Klang schwerer Stiefelschritte durchbrach das Gestöber und mein Verstand begann, Panik in mir zu verbreiten.

Die kaiserlichen Soldaten waren nach wie vor unterwegs. Ich wollte weder den Grund wissen noch ihnen begegnen und huschte durch eine Seitengasse über einen Umweg nach Hause. Der Sturm wurde stärker. Die Kälte ließ mich müde werden, durchdrang bereits meinen Mantelpelz und legte sich betäubend auf meine Haut. Das Licht der Laternen schien kaum bis auf die gepflasterten Straßen und zwang zu besonderer Vorsicht. Ich biss die Zähne zusammen, versuchte, das kalte Brennen meines Körpers zu ignorieren.

Das Schild einer Schenke stach durch die unzähligen Flocken. Der Umweg war ein Fehler gewesen, sodass ich Zuflucht suchen musste. Schnell schlüpfte ich durch die erste, dann durch die zweite Tür und atmete erleichtert auf, als sich die warme Luft des Holzofens in meinen Lungen ausbreitete.

»Kann ich Ihnen helfen, Miss?«, begrüßte mich der Schankwirt mit rauer Stimme.

»Bitte verzeihen Sie. Ich weiß, Sie öffnen erst in ein paar Stunden, aber es ist unerträglich kalt und ich habe den Weg nicht mehr gesehen. Dürfte ich mich aufwärmen? Ich verschwinde auch gleich wieder, wenn es keine Umstände bereitet.«

»Nein, nein. Das ist kein Problem.« Er wirkte erfreut und wedelte mit den Händen. »Unsere hochgeschätzte Miss Taviès darf bleiben, solange sie möchte. Ich würde Sie niemals hinaus in den Schneesturm schicken.« Als wäre ich von adliger Geburt, verbeugte er sich viel zu tief vor mir und deutete auf einen Stuhl in der Nähe des Ofens. »Nehmen Sie ruhig Platz. Möchten Sie einen

Tee oder einen heißen Kaffee? Ich habe mir vorhin einen frischen aufgebraut. Geht natürlich aufs Haus.«

Mir missfiel der Gedanke, etwas geschenkt zu bekommen meines Berufes wegen, doch abzulehnen wäre äußerst unhöflich gewesen und ich drohte von innen her zu erfrieren, also willigte ich ein. »Ich nehme den Tee. Vielen Dank.«

Der ältere Herr verschwand in der Küche. Kurz darauf hörte ich Geschirr klimpern.

Das Ofenfeuer prasselte, tauchte die Kacheln in ein angenehm warmes Licht. Ich zog meine Lederhandschuhe aus und legte sie auf die Wärmefläche. Meine Gedanken begannen abzuschweifen, als ich in das Feuer blickte. Die Flammen tänzelten, hell genug, dass sich stechende Flecken in mein Sichtfeld schoben.

Der Kontrast von äußerer Kälte und wohliger Wärme des Gemäuers ließ meine Gliedmaßen träge werden. Ich streckte die verkrampften Finger. Sie waren eiskalt und unbeweglich.

»Hier, bitte sehr, Miss. Eine wohltuende Gewürzmischung.«

Leicht erschrocken drehte ich mich auf meinem Sitzplatz dem Schankwirt zu. Dieses Lokal hieß *Settle*. In der Kaiserstadt war es üblich, dass Läden nach ihren Inhabern benannt wurden, also riet ich ins Blaue und nahm die dampfende Tasse entgegen. »Vielen Dank, Mister Settle. Richtig?«

Er nickte. »Wir ... Ich meine, meine Frau und ich, wir haben vorletzte Woche eine Vorstellung in der Oper besucht und wir waren über alle Maßen begeistert. Ihre Stimme ist fantastisch«, stammelte er und rieb sich über den Nacken.

Ich legte ein erwärmendes Lächeln auf. »Es ist mir eine Freude, zu hören, dass es Ihnen gefallen hat. Mehr erhoffe ich mir nicht.«

»Ja, es ist ein Traum, wie toll Sie singen können. Es gibt nur wenig Schönes in dieser Stadt. Einschließlich Ihnen.« Der Mann zuckte beschämt zusammen, als er bemerkte, dass seine Worte missverständlich klangen. »Verzeihung, Miss. In meinem Alter vergisst man schnell seine Gedanken.«

Vermutlich schätzten mich die Menschen für die kurze Flucht

aus der Realität, die meine Stimme und die Musik ihnen bot, mehr als mir bisher bewusst war. Anders konnte ich mir seine Nervosität nicht erklären. »Vielen Dank für Ihre Ehrlichkeit, Mister Settle«, antwortete ich lächelnd und wandte mich wieder dem Ofen- glas zu, hörte, wie er schleifend davonging.

Die Tür der Küche schwang auf und wieder zu. Entspannt sank ich zurück in den Holzstuhl und nippte an der heißen, würzigen Flüssigkeit. Sie rann meine Kehle hinab und erfüllte mich mit Wärme. Am liebsten wäre ich die nächsten Stunden hier sitzen geblieben, doch die Nacht brach herein. Kaum ein Licht- strahl drang mehr durch den Schnee, der sich hinter dem Fenster zu türmen begann. Einzig der Ofen beleuchtete den Raum.

Die erste Eingangstür öffnete sich, danach die zweite.

Kraftvoll stampfte jemand die mitgetragenen Schneereste ab. Ich drehte den Kopf und schnappte nach Luft. *Jason!*

Zwei Wochen waren vergangen, seit ich diesem Mann zum ersten Mal begegnet war. Jason hatte mich, wie ausgemacht, jeden Morgen zur Oper begleitet, sprach mit mir wie ein Verehrer, dann wieder wie ein Freund und verwirrte mich mit seiner undurch- schaubaren Art. Mein persönlicher und unheimlich interessanter Leibwächter. Für eine Woche. Dann verschwand Jason ohne Grund, ließ eine Menge Fragen und ein Gefühl zurück, das Selbstzweifel glich.

Mit jedem Morgen, den ich allein verbrachte, setzte sich die Überzeugung tiefer in mir fest, dass er nicht wieder auftauchen würde. Dabei wollte ich doch mehr über ihn herausfinden und entwirren, was er so sorgfältig webte.

Völlig von Schnee bedeckt stand Jason im Eingang der Schenke und suchte den Tresen nach Leben ab. Ich konnte meinen Blick nur schwer abwenden und sank auf dem Stuhl zusammen, in der Hoffnung, er würde mich nicht bemerken. Seine plötzliche Anwesenheit ließ mir den Brustkorb eng werden. *Ist er zufällig hier? Natürlich. Warum sollte er gerade in einer Schenke nach mir suchen?* Meine Hände wurden klamm und

begannen zu zittern. Ich presste die Lippen aufeinander.

»Hallo?« Das dezente Kratzen in seiner warmen Stimme jagte mir einen wohligen so wie unangenehm aufwühlenden Schauer über den Rücken. »Mister Settle?«, rief er erneut. »Ich habe ein Schreiben für Sie.«

Die Küchentür schwang auf. Ein verblüffter Laut. »Ach was. Mister Sanseran, was treibt Sie bei diesem Wetter zu mir?«

Ich lauschte dem förmlichen Gespräch der beiden. Auffällig gedämpftes Murmeln folgte und endete in Schweigen, sodass ich eine Braue hob und den Kopf neigte.

Jason

Er stapfte durch den kniehohen Schnee und hob schützend einen Arm vor das Gesicht, um die peitschenden Flocken abzuwehren. Mit dem anderen Arm hielt Jason den Siegelbrief unter dem Mantel verstaut. Seine Kleidung war halb durchnässt, doch das Schreiben musste trocken bleiben. Es war seine Pflicht, diese Nachricht zu überbringen. Egal was er davon hielt.

Als Jason den Eingang der Kneipe erreichte, versuchte er die Klinke mit dem Ellenbogen herunterzudrücken, um eine direkte Berührung des Papiers mit dem Schnee zu vermeiden. Die zweite Tür war keine Gefahr für seinen Auftrag.

Er betrat den leeren Kneipenraum und sah sich um. Der Geruch von Kaffee hing zwischen Holz und Gewürzen schwer in der Luft, sodass er den Atem anhielt. Was die Menschen an diesem Gebräu fanden, war ihm ein Rätsel. Der Holzofen knisterte. Jemand saß davor, doch er widmete seine Aufmerksamkeit dem Tresen.

Der Besitzer kam aus der Küchentür getreten und fragte nach seinem Anliegen. Jason kannte den alten Mann, hatte ihn schon mehrmals aufsuchen müssen und wusste mit ihm umzugehen. »Ein Brief mit weiteren Anweisungen.« Er musste Luft holen, um weitersprechen zu können. Ruckartig richtete Jason den Blick auf

die Person vor dem Ofen. *Katerina*.

»Sie wissen woher«, beendete er seinen Satz verhaltener, in der Annahme, sie hätte nicht zugehört. Doch Katerina drehte den Kopf ein Stück. Sie lauschte. »Das ist alles«, sagte Jason schmunzelnd und winkte Mister Settle ab, ohne Katerina aus den Augen zu lassen. »Entschuldigen Sie mich.«

Ihr hochgestecktes, fuchsrotes Haar schimmerte im Licht des Ofens, als bestünde es aus Flammen. Sie saß in sich zusammen gesunken und hielt eine halb leere Tasse Gewürztee unter der Nase. Der Geruch war angenehm, auch wenn er ihren Duft fast vollständig überlagerte. »Guten Abend, Katerina.«

Ihre zarten Finger umklammerten die Tasse fester und sie drehte sich zu ihm. »Guten Abend.«

»Schön, dich wiederzusehen«, fügte er hinzu und verbeugte sich wie angemessen. Der Kneipenbesitzer verfolgte jede von Jasons Bewegungen. Ein schneidender Blick in dessen Richtung und Mister Settle verließ den Schankraum. Derweil setzte sich Katerina auf und gab ihre graziöse Gestalt zu erkennen.

Ihr Mantel mit dem Pelzkragen hing über einem Stuhl nahe des Tisches. Sie trug eine mit fließenden Mustern bestickte, bernsteinfarbene Bluse, die sie in einer hochsitzenden Hose aus schwarzem, gefüttertem Mattleder verstaut hatte. Die Frauen in der Kaiserstadt kleideten sich seit einigen Jahren beinahe ausnahmslos in Hosen. Auch wenn es vereinzelt auf Intoleranz stieß, besonders in der aussterbenden konservativen Generation.

»Ist der Tee hier tatsächlich passabel genug, um einen Schneesturm auszuharren?« Die Frage klang vorwurfsvoller als beabsichtigt.

Ihre Augen wurden schmal. »Auf jeden Fall passabler als gefrorene Gliedmaßen. Deine Entlohnung muss ausgezeichnet sein, dass du trotz dieser todbringenden Umstände Botengänge leistest.« Wieder versuchte sie ihn zu durchschauen.

Grinsend setzte er sich auf einen der Hocker an der Bar. »Lukrativ und schnell erledigt. Witterungen wie diese halten mich

nicht ab.«

»Also bist du aus dem Norden? Ein Terti vielleicht?«

»Nicht wirklich.« Er spähte durch das verwehte Glas in die Dämmerung und verlagerte sein Gewicht auf die Unterarme. »Aber der Norden stand als Heimat zur Auswahl.« Im Augenwinkel erkannte er ihre Neugier. Sie zeichnete ihre Mimik weicher, doch darauf würde er später eingehen. »Ich muss gleich weiter. Von hier zu deiner Wohnung dürfte es nicht allzu weit sein.«

»Eine viertel Stunde Fußweg«, sagte sie und sah ebenfalls zum Fenster. »Aber bei diesem Wetter brauche ich doppelt so lang bis in die Tielstraße.«

Das anfängliche Gestöber hatte sich über den Abend zu einem gnadenlosen Sturm entwickelt, und sie allein gehen zu lassen, missfiel ihm gewaltig. Jasons Auftrag war noch offen. Darüber hinaus war es ihm untersagt, unnötige Umwege in Kauf zu nehmen, ob es dabei um das Wohl einer Bürgerin ging, spielte keine Rolle. Eine Befehlsmissachtung dieses Ausmaßes würde die Obrigkeit nicht tolerieren. *Egal*. Jason erhob sich. »Ich werde dich begleiten.«

Das Silber ihrer Augen funkelte, als sie aufsah und gefasst antwortete: »Ich habe schon einige Stürme erlebt. Zugegeben, dass ich hier gelandet bin, ist eine missliche Situation, aber ich habe es bisher immer unbeschadet nach Hause geschafft.«

»Geh voran«, erwiderte er ungerührt. »Ich folge dir.«